

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 162. Bromberg, den 2. August 1928.



(12. Fortsetzung.

Es mochten einige Wochen nach diesem, die kleine Welt der Finkenschlager erschütternden Ereignisse vergangen sein, da kam eines Abends Hannjörg mit sehr ernstem Gesicht nach Hause.

„Was ist, Hannjörg? War Frau Kaden ungnädig zu dir?“ frug ihn Sohr.

„Ach die,“ sagte Hannjörg nicht sehr respektvoll, „die ist noch nie anders gewesen,“ und hing Jacke und Mütze an den Nagel, dann kam er zu Sohr um den Tisch herum und ließ sich müde auf die Holzbank fallen, die an der Wand stand.

„Es ist nicht mehr schön auf Finkenschlag, Sohr. Es ist da keine Ordnung mehr und keine Autorität.“

„Hol' nicht zu weit aus, Hannjörg,“ ermahnte Sohr, „mach's kurz. — Wo hapert's da drüben?“

Da antwortete Hannjörg bekümmert: „Unser Jung' ist krank,“ und Sohr sah ihn betroffen an.

Unser Jung', das war Clausimann, wie unsere Frau — Frau Kaden war. An dem Kleinen hingen beide, und wenn er krank war, so war das genau so, als wenn einer von ihnen krank gewesen wäre.

„Was fehlt ihm, Hannjörg?“

„Das weiß niemand. — Hohes Fieber hat er. Doktor Steinitz behandelt ihn. Man spricht vom Krankenhaus, aber Frau Kaden will nicht. Der Großsteinauer hat ihr mächtig den Kopf gewaschen deshalb. Der sieht jetzt jeden Tag nach dem Rechten.“

„Wer pflegt den Jungen?“

„Die Frau! Das läßt sie sich nicht nehmen. Die denkt ja doch, daß sie alle Dinge besser kann wie andere. Man kriegt sie kaum noch zu Gesicht. Und deshalb macht dort jeder jetzt, was er will.“

„So! Da hat wohl Fräulein Kerst alle Hände voll zu tun?“

„Das hat sie — aber lustig ist sie trotzdem. Sie zählt schon die Stunden bis zum 30. September.“

„Grüß' sie von mir, Hannjörg. Sie soll nicht vergessen mir Adieu zu sagen.“

„Das brauch' ich nicht auszurichten, Sohr. Von der wirst du nicht vergessen und von der anderen auch nicht.“

„Quatschkopp“, sagte Sohr und ging hinaus.

Hannjörg meckerte vergnügt hinter ihm her. Dann streckte er sich auf der Holzbank aus und war mit Gott und der Welt zufrieden. Nur das bedrückte ihn, daß er der Zukunft nicht hinter den Schleier sehen konnte.

Wie das wohl werden würde mit Sohr und den beiden Frauen?! — — —

*

Am anderen Nachmittag, als Sohr über einer Arbeit saß — Rassenauswahl war sie betitelt — trat Kaden unerwartet bei ihm ein.

„Morjen, Sohr“, sagte er, denn er grüßte zu allen Tageszeiten mit „morjen“, warf die Mütze auf den Tisch und rückte entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit ohne jede Einleitung mit seinem Anliegen heraus. „Ich muß Sie um eine große Gefälligkeit bitten, lieber Sohr.“

„Wenn ich sie erfüllen kann, tue ich es gern.“

„Sie wissen, daß mein Neffe Claus krank ist, und zwar ernstlich krank — —?“

„Was fehlt ihm?“

„Lungenentzündung, und dann sollen auch seelische Erschütterungen vorwalten. Er phantasiert, daß es einem Angst werden kann. Was er vorbringt, kreist um Sie. Aber nicht nur im Fieber verlangt er nach Ihnen, auch im wachen Zustande tut er es.“

Sohr legte den Halter weg und klappte das Heft zu, in das er geschrieben hatte. Nach einer Pause fuhr Kaden fort:

„Ich wollte Sie bitten, mit mir hinüberzukommen und dem Jungen einige ruhige Stunden zu schenken.“

„Sie verlangen viel von mir, Herr Kaden!“ sagte Sohr und auf seiner Stirn standen zwei tiefe Falten.

„Weiß ich, Sohr, weiß ich! — Sie werden mich aber nicht als sehr zart besaitet kennengelernt haben und können deshalb an meiner Bitte ermessen, daß es mit dem Jungen wirklich nicht zum Besten stehen muß. Auch der Arzt ist mit seinem Latein zu Ende. Die Lungenentzündung, sagt er, ist bei peinlichster Pflege zu kurieren, wenn eben das andere nicht wäre. Und an diesem anderen tragen Sie mit Schuld. — Ich sehe nicht ein, warum das tapfere kleine Kerlchen am Dickkopf zweier Menschen zugrunde gehen soll!“

„Sie sprechen in Rätseln, Herr Kaden.“

Da wurde der Großsteinauer ungeduldig. „Mensch, Sohr,“ polterte er heraus, „wir wollen uns doch nichts vormachen! Wie es auf Finkenschlag aussieht, wird Ihnen Hinzelmann verraten können, wenn Sie es sich nicht denken können. Und wie es um meine Schwägerin steht, sieht ein Taubstummer.“

„Ich verstehe Sie beim besten Willen nicht.“

„Nicht? So! Na — die flattert wie ein Vögelchen im Bauer und rennt sich den Kopf wund. Das Herz hat sie sich schon wund gerannt. Und Sie? — Sie sollen es an der Lektion, die Sie ihr erteilt haben, Genüge sein lassen. „Schonet die Zugtiere,“ steht jetzt nur Ermahnung an allen Straßenecken. Und — mein lieber Freund — daß Sie für eine gewisse Carla Kaden gar nichts übrig hätten, darf ich doch wohl bezweifeln!“

„Ich leugne nicht, daß mir Frau Kaden — sagen wir — sympathisch ist. Aber auch dann, wenn sie mir noch mehr wäre, würde ich in Dingen, für die ich die Verantwortung trage, keine Zugeständnisse machen, weil ich nicht gewohnt bin, die Verantwortung abzulehnen. Ich lasse mich nicht an die Nase tippen.“

„Sie wird es auch nicht wieder versuchen, dess' bin ich überzeugt. Also — dann kommen Sie mit, Sohr. Nicht meinet- und meiner Schwägerin wegen. Das wird Ihnen niemand zumuten. Aber machen Sie dem Jungen die Freude. Ich will es Ihnen nie vergessen.“

Da erhob sich Sohr. Müde kam er um den Tisch herum. Wie ein alter Mann sah er aus.

„Um des Jungen willen will ich kommen. In einer Stunde bin ich dort. Ich möchte aber niemandem begegnen, Herr Kaden — niemandem, auch am Krankenbette nicht.“

„Ich sorge dafür! — Haben Sie Dank, Sohr.“

Die beiden gaben sich die Hand, dann ging Kaden nach Finkenschlag zurück und ließ Sohr in zwiespältigen Gefühlen allein.

Man habe Claus im Wohnzimmer auf den Diwan gebettet, das hatte Hannjörg auf Befragen berichtet und so vermutete Sohr dort der Herrin zu begegnen. Deshalb hatte er die Bedingung an Kaden gestellt. Daß neben diesem

Zimmer aber das Arbeitszimmer Carlas lag und beide nur durch eine Portier getrennt waren, daran hatte er nicht gedacht.

Als er den Flur des Kadenschen Herrenhauses betrat, empfing ihn Fräulein Kerst.

„Lieb ist es von Ihnen und groß, daß Sie sich überwinden. Auch meinen Dank dafür, Sohr," damit öffnete sie ihm die Tür.

Leisen Schrittes ging Sohr zum Lager des Kranken. In weißen Kissen lag sein junger Freund. Teilnahmslos! Die großen blauen Augen blickten starr und leer zur Zimmerdecke. Sein Gesicht war hochrot, auf der Stirn stand Schweiß.

Sohr nahm die Hand, die schlaff an der Lagerstatt herunterhing. Sie war trocken und heiß. Kurz und jagend war der Atem. Dann beugte er sich über den Kranken und nahm ihn in die Arme.

„Clausimann — kennst du mich? Ich komme dich besuchen."

Da trat Verstehen in die leeren Augen und heiser kam es von den trockenen Lippen: „Sohr" — dann nochmals: „Sohr" — und ein seliges Lächeln trat auf die matten Züge — nur eine kurze Zeit. Ein Hustenanfall löschte es aus.

Sohr ließ den kleinen Körper beruhigen, dann bettete er ihn behutsam in die Kissen zurück.

„So, Clausimann, nun ganz ruhig liegen und gar nicht reden, schön still sein, sonst kommt der böse Husten wieder."

„Bleibst du hier, Sohr?"

„Wenn du schön ruhig bist, bleibe ich bei dir, bis der Sandmann kommt."

„Wenn du fortgehst, muß ich nämlich sterben, Sohr, das hat der Doktor zu Mutti gesagt. Ich hab' es gehört." — Mit angstvollen Augen blickte er zu Sohr auf, der mit zusammengekniffenen Lippen ins Weite sah und frug zum andern Male: „Sohr, ist das wahr, was der Doktor sagt?"

„Nein, mein Junge, das ist nicht wahr. Der Doktor weiß wohl, was dir gut ist, was du essen darfst, was du für Medizin nehmen mußt, wenn die Umschläge gemacht werden müssen und noch vieles andere. Aber daß du sterben mußt, das weiß der Doktor nicht, das weiß überhaupt kein Mensch auf der ganzen weiten Welt."

Und wieder kam die angstvolle Frage: „Du auch nicht, Sohr?"

„Doch, Clausimann, ich weiß es, daß du nicht sterben mußt."

„Woher weißt du das?"

„Vom lieben Gott! Der war böse auf Finkenschlag."

„Warum, Sohr?"

„Weil deine Mutti ein Unrecht nicht einsehen wollte und von mir verlangte, ein Unrecht zu tun. Sie hat gewiß geglaubt, daß es kein Unrecht ist."

Was hat Mutti denn getan?"

„Danach mußt du sie selbst fragen, wenn du gesund bist. Vorher aber darfst du's nicht. Hörst du, Claus — vorher nicht fragen! Das will der liebe Gott so. — Wenn aber ein Menschen Unrecht tut, dann muß er das bekennen und bereuen und wieder gutzumachen suchen. Und wenn der Mensch es nicht tun will, dann straft ihn Gott am Liebsten, was der Mensch hat. — Und weil du nun das Liebste bist, das deine Mutter hat, so straft er sie an dir. Deshalb ließ er dich krank werden."

„Das ist garstig vom lieben Gott."

„Nein, Claus, das ist klug von ihm. Nur so kann Gott deine stolze Mutter demütig machen."

„Wenn aber Mutter nun nicht will, dann muß ich immer krank sein?"

„Nein, das mußt du nicht! — Wenn sich nämlich ein Mensch findet, Clausimann, den deine Mutter kennt und der dich sehr lieb hat und dieser Mensch sagt zu Gott: erleuchte die Mutti, daß sie ihr Unrecht erkennt und laß mich für den kleinen Claus leiden, dann tut Gott das, denn Gott ist gut. — Und sieh', das ist geschehen. Der Mensch, der das zu Gott gesagt hat, bin ich."

„Du, Sohr?!"

„Ja ich, mein lieber Junge."

„O — nun mußt du krank werden."

„Das muß ich nicht erst, Clausimann, das bin ich schon. Man sieht es nur nicht. — Ich hab' das Liebste und Beste was ich hatte — meinen Willen und meinen Stolz — für dich hingegeben. Und der liebe Gott hat das Opfer angenommen, denn er hat mich zu dir geführt. — Glaubst du es nun, daß du nicht sterben mußt und bald wieder gesund wirst?"

„Ja, Sohr, ich glaube es." — Und der Kleine streckte die Ärmchen nach ihm aus und sagte: „Komm' lieb haben."

Lange hielt der Herrin Sohn den Freund umfaßt, dann machte sich Sohr behutsam frei.

„So, Clausimann, nun mach' ich dir einen Umschlag und dann schläfst du dich gesund. Über acht Tage ist Erntedankfest, da mußt du singen und springen können."

Wortlos aber strahlenden Gesichtes ließ sich der kleine Mann in die kalten Tücher packen. Er tat keinen Muxer. — Dann schüttelte ihm Sohr die Kissen auf und bettete ihn weich.

„Wie ein Königskind muß mein Clausimann liegen und träumen muß er von der Mutti und den güldenen Sternlein, von Wenzel und Wenzelaus und von Mister Flaps, dem neidischen, der jetzt alle Kammern von gestohlenem Gute voll hat —"

„Und von dir, Sohr," fiel Claus ein.

„Na — dann auch von mir, wenn es durchaus nicht anders geht. — Nun fang mal an damit. — Liegst du gut, min Jong?"

„Fein," sagte Clausimann und streckte sich — das erstemal seit Tagen — wohlig auf seinem Lager. „Erzähl' mir was," bat er dann.

„Nein, Claus — du fragst so viel und sollst doch fein stille sein. Aber ich will dir was singen. — Soll ich?"

„Ja, Sohr — das Lied, das deine Mutti so gern hörte, von dem lieben süßen Engel."

„Schön, das werd' ich singen."

Er nahm die Laute von der Wand, die dort seit Carla Kadens ersten Ehetagen unberührt am Nagel hing, stimmte sie und begann Abt's: Schlaf' wohl, du süßer Engel du."

„Rings Stille herrscht, es schweigt der Wald,
Vollendet ist des Tages Lauf,
Der Vöglein Lied ist längst verhallt,
Am Himmel ziehen Sterne auf.

Ob du auch heut' an mich gedacht?
Ich dacht' an dich wohl für und für
Und rufe jetzt dir „gute Nacht"
Verborgen still vor deiner Tür.

Es schwebe aus dem Himmels Raum
Ein heil'ger Bote dir zur Nacht
Und bringe dir den schönsten Traum,
Bis du zum Morgen neu erwacht.

Schlaf wohl und schließ' die schönen Augen zu,
Schlafe wohl, du süßer lieber Engel du!"

So sang er einmal und noch einmal und als er zum drittenmale begann — war Claus eingeschlafen.

Leise erhob sich Sohr und leiser noch hing er das Instrument an seinen Platz.

Als er sich zum Gehen wendete, erblickte er in der Tür zum Nebenzimmer Frau Kaden.

Bleich, den Kopf geneigt und mit über der Brust gefalteten Händen stand sie dort.

Sie hatte jedes Wort gehört, das Sohr und ihr Junge gesprochen hatten und mit ihr hatten es ihr Schwager und Doktor Steinitz gehört, die sich — unsichtbar für Sohr — im Nebenzimmer befanden.

War das ein Knecht, der da draußen gesprochen und war es ein Knabe, der ihm geantwortet hatte?! — War das nicht vielmehr gewesen, als habe ein Freund den Freund am Herzen gehalten oder ein Vater den Sohn. War da nicht Liebe getauscht worden, grenzenlose — gegen ebensolches Vertrauen! Ein Wunder war es gewesen, wie es die Menschen nur schauen, wenn ihnen ein gütiges Geschick einen Feiertag schenkt.

Impulsiv denn auch hatte Dr. Steinitz Frau Kaden die Hand gedrückt wohl zehnmal, ihr zugenickt und geflüstert: „Nun wird er gesund. — Er wird gesund, gnädige Frau. — Der hat ihn gesund gemacht. Der Glaube versetzt Berge und bannt selbst den Tag."

Und der rauhe Kaden hatte sich eine Träne von den verwitterten Wangen gewischt, als die Worte fielen: „Ich habe meinen Willen und meinen Stolz für dich dahingegeben." — O ja, jetzt verstand er ihn ganz, verstand sein: „Viel verlangen Sie vor mir", verstand sein Zögern und sein müdes, schweres Zustimmen. — Seinen Willen und seinen Stolz, das war das Größte, was ein Mann zu geben hatte.

Und Frau Kaden? — Die ward zwischen Jubel und Verzweiflung hin und her gejagt, um zwischen Jauchzen und Weinen neugeboren zu werden.

„Sohr," hauchte es von ihren zitternden Lippen, als sie sich ihm auf der Schwelle zum Krankenzimmer gegenüber sah und noch einmal: „Sohr" und ganz, ganz leise ein drittes Mal: „Sohr."

Der aber verneigte sich tief: „Er schläft, gnädige Frau. Wenn er mich morgen noch einmal brauchen sollte — bitte!" — und ging hinaus.

Da weinte Frau Kaden bitterlich.

Auch sie hatte ihren Willen und ihren Stolz dahingegeben.

Und die beiden Männer verließen lautlos den Raum.

(Fortsetzung folgt.)

Toto Palla.

Skizze aus St. Moritz von **Alexander v. Gleichen-Rußwurm.**

Zu Toto Palla ist oft gesagt worden, sie habe Edelsteinaugen. Und zwar jeden Tag oder vielmehr jeden Abend je nach ihrer Toilette einen anderen Edelstein, einen Hyazinth, einen Topas, einen Beryll, einen Aquamarin. Heute, da sie hellrot trägt, über und über mit Silber bestickt in seltsamen, fast unheimlich viel sagenden Arabesken, die zu irgend einem archaischen, längst vergessenen Kult zu gehören scheinen, heute zu diesem hellroten Kleid hat sie, wie mich dünkt, smaragdne Augen. Zuweilen etwas gläsern, als sei der Smaragd nicht echt — grünes Glas.

Sie trinkt viel und hastig Coktails, dunkle, unheimliche Mischungen. Sind Perlen darin aufgelöst? Bei Toto Palla wäre es nicht verwunderlich. Was könnte an ihr Wunder nehmen? Man nimmt sie so wie sie ist, wie sie tanzt, wie sie lacht, wie sie Coktails trinkt. Ich nehme sie so, ich will sie so nehmen.

Aber heute ist vielleicht doch Warnung am Platz.

Schwankt die Schöne nicht schon ein wenig in meinem Arm, wird der Smaragd nicht zu gläsern? Ich sage: „Zu viel Coktail, Toto; zu viel Charleston; zu viel gelacht. Wie wäre es mit etwas ausruhen, etwas vernünftig sein?"

Abermals die helle schneidende Lache, die den ganzen Körper durchzuckt und die Zähne zwischen den breiten, feuerrot gemalten Lippen aufleuchten läßt.

„Ich ausruhen? — Das wäre Tod. Dazu hab ich noch Zeit."

Ein anderer Tänzer empfängt sie aus meinem Arm, ich sehe sie hingegossen an ihm, den mageren Arm, um den unabsehbar Perlen gewunden sind, versteift, die schmalen Finger juwelenblitzend ausgestreckt, ich sehe die Zartheit der Knöchel, das schlanke Bein durchsichtig matt unter dem Strumpf, das im Tanz ausholende Knie.

Toto Palla gehört zu einem historisch bekannten, vornehmen Geschlecht. Ihre Ahnfrauen schritten würdig im Fackeltanz mit Fürsten und Königen in dem spanischen Familienpalast in Sevilla, im Palazzo am Strande von Neapel. Da und dort hängen gewiß Bilder solcher Ahnfrauen in langen Reihen mit beängstigend stolzem, festem Blick, den weißen Hals abgehoben von mächtigen Spitzenkragen, die Hände ruhend auf den Brokatfalten des weiten Gewandes. So still, so still. Aber vielleicht tanzen auch jene Ahnfrauen um Leben und Liebe, den spitzen Dolch schon nach dem Herzen gezückt.

. . . und Toto Palla tanzt und tollt mit dem Abenteurer, der ihr so von ungefähr in St. Moritz vorgestellt worden ist, nur weil er gut aussieht. Sein unbezahlter Frack sitzt wie angegossen.

In St. Moritz ist alles so frei und leicht, vielleicht weil die Luft so frei und leicht ist. Man hat hier mehr Atem als anderswo, auch wenn man schon so verdächtig hüstelt wie Toto Palla.

Sie tanzt und tollt schon wieder mit einem anderen, mit dem frechen, neureichen Burschen, die Fürstentochter mit dem erlesenen Namen. Schier in die Luft schwingt er sie, die Schlanke, wie es sonst der Bauer mit seinem Schatz zu tun beliebte.

Weiß er die zerbrechliche Grazie Toto Pallas zu würdigen? — Der Abenteurer im unbezahlten Frack würdigt sie. Er hat ebenso edles Blut wie Toto Palla in den Adern. Aber so herabgekommen ist er, daß ihn wohl beim Tanz mit ihr der Gedanke durchzucken mag: wie wäre es, wenn ich unversehens einen ihrer strahlenden Ringe in meinen Besitz brächte, die ja ohnedies den überschlanken Fingern fast entgleiten. Sie zählt ihre Ringe nicht, ebensowenig wie sie Coktails und Küsse zählt. Toto Palla zählt überhaupt nichts, kann nicht zählen.

Seltsames Geschöpf! Herabgekommen auf ihre Art wie der Abenteurer auf seine. Sie passen zueinander. Kameraden? Ja, Kameraden. Sie ist ungefährdet in seinem Arm.

Wie sie an der Bar steht und wieder nippt, gleichsam zum Takt der Höllenmusik, schmiegsam, biegsam, als könne man ihren Körper hin und her schwingen wie ein glänzendes Band, kommt mir in Erinnerung, daß ich sagen hörte, Toto Palla habe von ihrem fürstlichen Gemahl ein Kind.

Ein Kind. — Diese Frau . . . ein Kind? — Zum Lachen. Fast lache ich. Bei diesen schlanken Hüften. Da blitzt es mich aus den nunmehr giftig grünen Augen gar seltsam an, die schmale Hand macht eine haßerfüllte, abwehrende Bewegung und die roten Lippen sagen deutlich — ich höre es genau: „Ich hasse mein Kind."

Sie läßt sich neben mir nieder, ich greife das Wort auf: „Pose?" frage ich leise, sie zu entschuldigen suchend aus irgend welcher altmodischer Anwandlung.

Leise zischte sie: „Wenn Sie wissen wollen — es ist ein Mädchen."

„Schön? Ähnlich schön wie Toto?"

„Schön wie ich. Es ist prophezeit worden . . ." Sie hält hüstelnd an.

„. . . daß sie schöner wird als ich, mich berauben um Glück und Liebe. Darum hasse ich das Kind."

„Darum??"

„Ich will's nicht erleben, daß sich die Prophezeiung erfüllt. Sie oder ich. Eine von uns muß zuvor sterben. Das Kind ist gesund, aber ich bin krank. Darum bin ich hier. Die Lunge hält nicht mehr lange. Soll nicht mehr lange halten. Ich will nicht. Das Leben ist nicht schön. Darum tanzen wir!"

Wie heiß sind diese Hände! Flammend heiß . . . und auch in mir eine unheimliche Wonne. Tanzen ist Töten. Tanzen wir dich zu Tode, Toto Palla, der Abenteurer, der nach deinen Ringen blickt, der neureiche Jüngling, ich, wir alle, die dich von einem Arm in den andern gleiten lassen? Tanze dich zu Tode, wie du's erwählt hast, Toto Palla! Tanze . . . Tod und Leben der Zeit.

Achtung, Kreuzottern!

Wie schützt man sich gegen Schlangengift?

In einem Berliner Vorort ist ein junges Mädchen durch den unverantwortlichen Leichtsinn eines Zoologen, der sich besonders dem Studium der Schlangen widmete, von einer Kreuzotter gebissen worden, worauf sie schwer erkrankte. Handelt es sich hier um einen Fall absonderlicher Art, so kann doch gerade in der jetzigen Reisezeit, wo zahlreiche Städter sich harmlos auf dem Lande bewegen, nicht genug vor der Gefahr eines Schlangenbisses gewarnt werden. Besonders Kinder haben, von Neugier getrieben, die Neigung, den ihnen fremden Tieren mit ahnungsloser Unbekümmertheit zu begegnen und sie nicht selten zum Gegenstand ihrer Spiele zu machen. Sie werden dazu um so mehr ermuntert, als eine ganze Anzahl von den bei uns vorkommenden Schlangen harmlos sind und die Nähe des Menschen so schnell wie möglich zu meiden suchen. Anders ist es mit den echten Giftschlangen, zu denen in erster Linie in unseren Breitengraden die K r e u z o t t e r gehört.

Die Kreuzotter ist über fast ganz Europa verbreitet, ja, man findet sie sogar in den Alpen bis zu Höhen von mehr als 2000 Metern. In manchen Mittelgebirgen fehlt sie fast völlig, aber sporadisch kommt sie auch hier vor und ist hier gerade wegen ihrer Seltenheit Gegenstand neugieriger Betrachtung und Annäherung. Im Gegensatz zur Natter ist sie wenig beweglich, was sie wohl auch veranlaßt, bei der Annäherung von Menschen nicht die Flucht zu ergreifen. Sie bleibt trotzig liegen, bläht sich, wenn sie gereizt wird, auf und läßt unter Zischen den Biß folgen. Nach dem Biß zieht sie sich möglichst schnell zurück. In der Nacht ist die Gefahr für den Menschen weniger groß, da die Kreuzotter im Dunkeln vor den Menschen die Flucht ergreift.

Die Kreuzotter ist für denjenigen, der die giftige Schlange nicht aus Buchbeschreibungen oder Terrarien kennt, leicht erkennlich an der schwarzen Zickzacklinie, die sich wie eine Schnur aufgereihter Vierecke vom Nacken bis zur Schwanzspitze über den Rücken hinzieht. Eigentliche Kreuze werden durch diese Linien nicht gebildet, die sich niemals schneiden und sich nur selten bis zur Berührung nähern.

Das Gift der Kreuzotter ist für den Menschen ebenso gefährlich wie das anderer Giftschlangen, wenn auch hinsichtlich der Tötlichkeit des Kreuzotterbisses die Meinungen der Wissenschaftler noch auseinandergehen. Professor K ö h l e r, der seinerzeit mehr als zwanzig Jahre hindurch alle in den Zeitungen gemeldeten Fälle von Kreuzotterbissen aus ganz Deutschland verfolgte, kam zu dem Ergebnis, daß kein einziger Todesfall eintrat, und in keinem Falle die Folgen des Bisses sich länger als drei Tage bemerkbar machten. Immerhin wird man selbstverständlich nichts zu unterlassen haben, um eine Ausbreitung des Schlangengiftes in der Blutbahn des Körpers zu verhindern und alle jene Mittel anzuwenden, die sich bei der Behandlung von Schlangenbissen bewährt haben. Diese Mittel sind einfach und können auch dann angewendet werden, wo nicht sofort ärztliche Hilfe vorhanden ist. Als bestes Mittel gegen die Folgen des Bisses hat sich A l k o h o l in starken Dosen bewährt, wobei es auffällt, daß die Gebissenen k e i n e r l e i R a u s c h verspüren. Da das Schlangengift im Magen des Menschen nicht schädlich wirkt, so kann man die Bißwunde unbesorgt aussaugen, vorausgesetzt natürlich, daß Mund und Lippen frei von Wunden sind. Gut ist es auch, die nur sehr kleine Bißwunde mit einem sauberen Messer zu erweitern oder sie auszubrennen. Unbedingt notwendig ist auch, daß das Glied oberhalb der Wunde umschnürt und ein glatter Gegenstand fest auf die Wunde gebunden wird, um die Blutzirkulation zu hemmen. Auch die Anwendung von Schröpfköpfen zur Herbeiführung einer starken Blutung hat sich bewährt. Neuerdings wendet man vielfach ein S e r u m an, das man durch Einspritzen

von Schlangengift in Pferdeblut erhält. Aber dieses Serum wirkt nur gegen das Gift der Schlangenart, von der es hergestellt wurde, also z. B. nicht gegen den Biß von einer Schlange anderer Art. Vorbeugend wirkt ein derartiges Serum überhaupt nicht, es kann nur bei einem akuten Schlangenbiß Anwendung finden. Erwähnt sei noch, daß dieses Serum hauptsächlich in einer brasilianischen Schlangenfarm hergestellt wird, wo tausende von Giftschlangen gezüchtet werden.

Während, wie erwähnt, der Biß der Kreuzotter nur selten tödliche Folgen hat, ist die Giftwirkung bei anderen Schlangenarten weniger harmlos. Hier treten unter sehr schmerzhafter Schwellung der Bißstelle allgemeine Depression, Schwindel und Atemnot auf, blutiger Auswurf, Erbrechen blutiger Massen, Blutharnen und blutige Darmentleerungen, dann Bewegungslähmungen, Krämpfe, und schließlich erfolgt der Tod durch Herzlähmung bei tiefer Bewußtlosigkeit. Besonders beachtenswert ist, daß das eingetrocknete Schlangengift noch jahrelang wirksam bleibt. Selbst abgeschlagene Köpfe von Schlangen, auch von Kreuzottern, können noch nach mehreren Viertelstunden mit giftiger Wirkung beißen. Dagegen ist die Behauptung, daß eine Kreuzotter mit ihren Giftzähnen auch das Leder unserer Stiefel zu durchdringen vermöge, ein Märchen. In jedem Falle aber tut man gut, die Nähe von Giftschlangen, insbesondere Kreuzottern, zu meiden, und im Falle des Bisses nach Anwendung der erwähnten Mittel sofort den Rat eines Arztes zuzuziehen. Gerät man aber durch Zufall in die Nähe einer Kreuzotter, so wird es sich stets empfehlen, diese nicht durch hastige Bewegungen zu reizen, sondern dem gefährlichen Tier mit ruhiger Besonnenheit aus dem Wege zu gehen. A. B.

Die gebräunte Haut.

Es gibt ein einfaches Rezept, seinen Mitmenschen eine Freude zu bereiten. Es kostet dabei nichts und verpflichtet zu nichts. Man sagt zu ihnen: „Sie sind aber braun gebrannt", oder „Sie sehen ja wie ein Mohr aus", oder etwas Ähnliches, das die Feststellung einer gebräunten Haut enthält. In der Mehrzahl aller Fälle werden die Mitmenschen verbindlich lächeln, ob der Schmeichelei ein wenig beschämt sein und dann eine Deutung des Phänomens ihrer Bräunung geben, die etwa anfängt: „Ja, wir waren doch jetzt ein paar Wochen an der See . . ."

„An der See . . ." Das kann jeder sagen, da könnte jeder daherkommen. Aber da hat die Natur in ihrer Allweisheit erfreulicherweise schon dafür gesorgt, daß nicht das Unausdenkbare geschieht und Obersekretärs etwa in den Geruch kommen, etwas vorzuspiegeln. Die Natur hat die Bräune geschaffen. Und die Bräune weist es endgültig aus, ob sich jemand die See hat leisten können; und je intensiver die Bräune ist, um so länger muß er sich einer vornehmen Erholung haben hingeben können.

Aber es ist nicht nur vom finanziellen, sondern auch vom rein physischen Standpunkt aus nicht so ganz einfach, sich die Bräune zu verschaffen, diesen wahrhaft dokumentarischen Nachweis fern von der Heimat verlebter Wochen. Sie will erarbeitet, sie will ertrotzt sein. Da sieht man, nach getaner Reise, die Leute so ungezwungen dahergehen mit ihrer braunen Gesichtsfarbe, und sie nehmen sich so angenehm exotisch aus. Fast hat es den Anschein, als sei die Bräune eine selbstverständliche, unvermeidliche Begleiterscheinung der Seesonne. Oh, es ist den Herrschaften nichts geschenkt worden. Sie haben eine anstrengende und oft nur widerwillig erfüllte Liegekur in der Sonne hinter sich. Häufig haben sie auch das Stadium der Rötung, das des Sonnenbrandes, das der Abschälung ihrer verbrühten Haut durchlaufen. Badeärzte wissen sogar von Fällen zu erzählen, wo allzu eifrige Bräunungsfanatiker ihren Kampf gegen den blassen Teint mit dem Leben bezahlten.

Man hat das in Kauf genommen. Man hat den schönen Sieg über sich selbst errungen. Es hatte ein Preis gewinkt, der alle Qualen und alle Unbequemlichkeiten aufwog: die Verwunderung des Bekanntenkreises daheim: „Sie sind aber braun gebrannt . ., Sie sehen ja wie ein Mohr aus."

Die Bräune hält nicht lange vor. Im Lexikon steht zu lesen, daß wir der kaukasischen Rasse angehören und daß diese auch die Bezeichnung „Weiße Rasse" führt. Es ist auf die Dauer gegen den Fluch dieser Weisheit nichts zu machen. Nach drei oder vier Wochen des Berufslebens im alten Trott hat sogar eine Bräune, die man sich in Zoppot oder in Gdingen hat einbrennen lassen, wieder dem gewöhnlichen Hell des angeborenen Teints Platz gemacht. Aber das ist ja schließlich eine Zeit, in der man mit der Runde durch einen ausgedehnten Bekanntenkreis fertig geworden sein kann. **Hans Bauer.**

Drolliges vom kleinen Volk.

Erzählt von Tante Berta.

Hänschen ist zum ersten Male in der Schule. Still und artig sitzt er da und hört zu, was der Lehrer sagt. Nach einer Weile aber steht er auf, ergreift seinen Ranzen und seine Mütze und begibt sich zur Tür.

„Halt, kleiner Mann!" ruft der Lehrer, „wo willst du hin?"

„Nach Hause", sagt Hänschen treu, „es war sehr schön, aber nun habe ich genug!"

„Ja, das geht aber nicht, Hänschen", meint der Lehrer, „die Stunde ist noch nicht zu Ende! Setze dich schön wieder hin und höre zu!"

„Nein, ich hab' keine Zeit mehr", bemerkt Hänschen mit sichtlichem Bedauern, „ich muß jetzt nach Hause. Mutter kocht heute Erbsensuppe!"

Sprachs und — verschwand.

*

Derselbe kleine Junge hat sich mit der Zeit ans Dableiben gewöhnt und geht sehr gern zur Schule. Einmal aber kommt er ganz empört nach Hause. „Na, wie war's denn?" wird er gefragt, und er gibt zur Antwort: „Gott, der Lehrer tut ja nichts! Der hat uns die ganze Stunde heute bloß — Märchen erzählt!"

*

In der Kinderstube spielen die Geschwister sehr angeregt. Mutter kommt und fragt, ob denn auch alle artig seien? Dies scheint auch der Fall zu sein, wenn auch — mit Abstufungen! Denn der kleine Max erwidert: „Ich bin artig — Ilse ist auch artig. Aber Hänschen ist — großartig!"

*

Edith besitzt, eine beneidenswerte Tatsache, noch eine Urgroßmutter, und die Mutter bemüht sich vergebens, ihr klar zu machen, was das ist. Namentlich die Silbe „Ur" bereitet der Kleinen Schwierigkeiten.

Erleichtert ruft sie plötzlich aus: „Weißt du, Mutti — ich kann doch man einfach sagen: Tick-Tack-Großmama!"

*

Ich gehe mit meinem vierjährigen Neffen zum Bäcker. Während ich Brötchen kaufe, hat Bubi sich eines Teekuchens bemächtigt. Mein Fingerdrohen und warnendes „Pf—f—f—f—" beachtet er nicht und bekommt daraufhin natürlich einen Klaps. Als ich mit ihm draußen bin, sage ich: „Wir gehen jetzt noch in einen anderen Laden; daß du mir da aber gehorchst! Warum hast du denn den Kuchen nicht gleich hingelegt?"

„Ach, Tante", sagt der Knirps, „das mußt du anders machen!" Wenn du sagst: „Bleib davon!" dann laß ich es. Aber wenn du bloß „Pf—f—f—f—" sagst — das is ja nix Gescheites!"



Bunte Chronik



*** Seit wann gibt es keine wilden Pferde mehr?** Wilde Pferde gibt es bei uns schon lange nicht mehr. Doch kamen sie noch im 16. Jahrhundert, jedenfalls aber ganz bestimmt noch im 15. Jahrhundert in den großen deutschen Waldgebieten vor. Daß die Waldgegend Mitteleuropas im Altertum aber von Rudeln wilder Pferde belebt gewesen, wird durch eine Reihe geschichtlicher Zeugnisse bewiesen. Auch später noch fehlt es nicht an Belegen für das Vorkommen des wilden Pferdes in unseren Gebieten. So bittet beispielsweise Graf Gregor III. im Jahre 732 den Heiligen Bonifazius, den Genuß des Fleisches wilder Pferde nicht mehr zu gestatten. Doch ist es bekannt, daß noch um das Jahr 1000 die Bewohner von Sankt Gallen solches Fleisch gegessen haben. Im Jahre 1593 werden die wilden Pferde, die in den Vogesen lebten, ausführlich geschildert, und in Preußen jagte man noch zur Ordenszeit wilde Rosse, zu deren Erhaltung Herzog Albrecht im Jahre 1543 einen Schonungsbefehl erließ. Nach den neuesten Forschungen scheint es festzustehen, daß es sich dabei nicht um verwilderte, sondern um wirklich wilde Pferde handelt, von denen es zwei verschiedene Rassen gab: ein schwerer, großer, langköpfiger, westlicher Schlag, und ein kleiner, kurzköpfiger, östlicher Schlag. Die letzten Exemplare der letzten Rasse sind erst um 1880 in Rußland erlegt worden, wo man dieses Pferd Tarpan nannte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg